Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Donaufürsten; in Berlin bei der Expedition, Jerusalemerstraße 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstraße 66; Filiale Königstadt: Königstraße 56/57; Filiale Louisenstadt: Prinzenstraße 41; bei allen Zeitungsspeditoren und Stadtpostämtern. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst „Handels-Zeitung“, sowie dem illustrirten Wißblatt „ULK“, der heiteren Montags-Beilage „Reigen“, dem belletristischen Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“ vierteljährlich 5 Mark 25 Pf., Rußland excl. Postaufschlag; bei directer Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin auch monatlich 1 M. 75 Pf. incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M.). — Inserate à Zeile 50 Pf. („General-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstraße 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstraße 66, Königstraße 56/57, Prinzenstraße 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 210. **Berlin, Dienstag, den 28. April 1891.** **XX. Jahrgang.**

Die Zuckersteuer in zweiter Lesung.

„Der inländische Rübenzucker unterliegt einer Verbrauchsabgabe und zu deren Sicherung der Steuerkontrole,“ so beginnt das neue Zuckersteuergesetz, welches die Regierung dem Reichstag zum Schrecken der Zuckerindustriellen vorgelegt hat. Die Rübensteuer soll beseitigt werden, weil die damit verbundene Prämienwirthschaft sich als unhaltbar erweist. Lange genug haben die etwa vierhundert Zuckerfabriken für den rohen und raffinirten Zucker, der zur Ausfuhr kam, höhere Sätze erhalten, als sie für die zur Herstellung erforderlichen Rüben an Steuer entrichteten; Hunderte von Millionen sind ihnen auf Kosten der Konsumenten und der Steuerzahler zugeflossen, während die Reichskasse sinkende Einnahmen aus der Materialsteuer zu verzeichnen hatte. Bis auf 6,4 Millionen ist der Ertrag im Jahre 1890/91 heruntergegangen. Die Zuckerproduktion selbst hat in Folge der Zuschüsse eine rasche Ausdehnung gewonnen und ist auf etwa 13 Millionen Doppelcentner gestiegen, von denen nur gegen 5 Millionen im Inlande verbraucht, 8 Millionen aber vom Ausland aufgenommen werden. Deutschlands Zuckerindustrie ist die erste der Welt geworden; die Rüben, die wir bauen, sind die zuckerhaltigsten, und die technischen Einrichtungen haben sich erstaunlich vervollkommnet. Ein Erwerbszweig, der so kräftig herangewachsen ist, bedarf keiner künstlichen Stütze, andernfalls tritt die Gefahr einer ungesunden, treibhausmäßigen Entwickelung ein.

Mit Recht konnte der Schatzsekretär v. Maltzahn gestern im Reichstag auf die Eventualität eines allgemeinen Zuckerkrachs insbesondere deshalb verweisen, weil auch in Frankreich und Oesterreich eine übermäßige Anschwellung der Produktion durch Prämien begünstigt wird. Er verlangte für die ganze Kontroverse vor Allem eine richtige Fragestellung. Nicht darum handle es sich, ob unsere Zuckerindustrie der ausländischen Konkurrenz schutzlos preisgegeben werden solle, sondern ob es zulässig sei, ein weiteres durch die bloßen Verhältnisse von Bedarf und Nachfrage nicht gebotenes Anwachsen der Industrie noch zu begünstigen. Eine Aufrechterhaltung des Prämiensystems sei auf die Dauer unmöglich; wenn wir mit der Aufhebung desselben vorangingen, würde uns das Ausland auf diesem Wege folgen. Leider zog Herr v. Maltzahn nicht mit der wünschenswerthen Entschiedenheit die Konsequenzen seiner Ansicht, er bestand nicht auf der Forderung eines sofortigen Bruchs mit der Materialsteuer, sondern überließ es dem Reichstag, eine „annehmbare Verständigung“ zu finden. Durch diese Lauheit wird das Gesetz gefährdet, das muß die Regierung wissen; läßt sie also die Zügel am Boden schleifen, so erweckt sie trotz aller theoretischen Versicherungen den Anschein, als sei es ihr schließlich selbst nicht unangenehm, wenn die Zuckerleute ihre Materialsteuer behalten.

Der Reichskanzler v. Caprivi, der gleichfalls das Wort ergriff, betonte freilich, daß er er nach wie vor von der Nothwendigkeit der Vorlage überzeugt sei, und kündigte deren Wiedererscheinen im Winter an, wenn sie diesmal abgelehnt würde. Aber nichts verrieth in seiner Rede, daß er entschlossen sei, die Widerspänstigen durch einen gewissen Druck zu zähmen. Er betheuerte im Gegentheil das große Interesse, das er an der Landwirthschaft nehme, und gab den Agrariern gute Worte, um sie zu beruhigen.

Diese Unschlüssigkeit, die ein Kennzeichen der Aera Caprivi werden zu sollen scheint, war ganz dazu angethan, der Zuckerfronde Muth zu machen. Mit ungewöhnlicher Schärfe bekämpften Konservative und Nationalliberale die Regierungsvorlage und erhoben frisch und frei den Ruf nach weiteren Staatsgeschenken. Fürst Hatzfeldt von der Reichspartei warf der Regierung den ruhelosen Gang der Gesetzgebung in dieser Angelegenheit vor und erklärte sich nur dann bereit, für das Gesetz zu stimmen, wenn „bis auf Weiteres“, also ohne jede Endfrist, offene Prämien gewährt würden, und zwar 1,25 Mark für den Doppelcentner Rohzucker. Abgeordneter v. Staudy (konservativ) ging noch weiter und lehnte im Einverständniß mit einem nicht unbeträchtlichen Theil seiner politischen Freunde das Gesetz in allen wesentlichen Punkten ab. Nicht minder griff v. Kardorff (freikonservativ) die Regierung an; er trieb, wie immer, nackte agrarische Interessenpolitik und betheuerte, wie immer, daß er lediglich für das Gemeinwohl wirke. Graf zu Stolberg-Wernigerode (konservativ) hält die Vorlage nur dann für annehmbar, wenn von dem Termin des Inkrafttretens, 1. August 1892, bis 31. Juli 1900, also auf acht Jahre, offene Zuschüsse gewährt werden. Für die ersten vier Jahre fordert er 1,50 Mark für den Doppelcentner Rohzucker, für die andere Hälfte der Uebergangsperiode 1 Mark. In ganz auffälliger Oppositionsstimmung befand sich Herr v. Bennigsen, der sich sogleich als Zuckerinteressent einführte und als solcher Unterstützung aus öffentlichen Mitteln für seine angeblich gefährdete Industrie verlangte. Daß, beiläufig bemerkt, gerade Interessenten wenigstens das Dekorum wahren und sich einige Zurückhaltung bei der Verfolgung ihrer Sondervortheile vor dem Lande auferlegen müßten, scheint im Reichstag ganz vergessen zu sein, seitdem die Beathrückheit in den letzten zwölf Jahren so unheimlich entfesselt ist. — „Genügend“ sollen nach Herrn v. Bennigsen die Uebergangsprämien sein. Die Höhe und Dauer, welche die Regierung vorgeschlagen, „genügt“ ihm offenbar nicht, deshalb warf er der Regierung spitz den Vorwurf hin, daß sie sich der Bedeutung ihrer eigenen Vorlage wohl kaum voll bewußt gewesen sei.

Vertheidiger fand die Regierungsvorlage — nicht die Regierung, denn sie behauptet den anfangs von ihr eingenommenen Standpunkt kaum noch — wie in der ersten Berathung, so auch gestern nur auf Seiten der Freisinnigen. Dr. Witte stellte die Behauptung der Industriellen, als werde der Rübenanbau unrentabel und das ganze Gewerbe durch den französischen Wettbewerb „umgebracht“ werden, in das rechte Licht. Bei dem letzten Zuckergesetz seien die gleichen Klagen gekommen, und dennoch habe man nachher mehr Rüben gezogen und verwerthet als zuvor, das Geschäft müsse also lukrativ geblieben sein und werde auch künftig seinen Mann nähren. Abgeordneter Dr. Barth konnte auf Grund des freisinnigen Antrages, welcher der Regierung 16 Mark Verbrauchsabgabe gewähren und die Prämien ohne Weiteres aufheben will, einen die Interessen der Reichskasse, der Zuckerindustrie und der Steuerzahler gleichmäßig berücksichtigenden Standpunkt einnehmen. Das Reich bezöge hiernach ein Plus an Einnahmen für die allmählich steigenden Bedürfnisse. Die Industrie würde gesunden, indem der Weltmarktpreis, welcher durch die Prämie erniedrigt wurde, wieder seine natürliche Höhe gewinne, und außerdem müßte die geringere Belastung des Konsums eine Erhöhung desselben herbeiführen. Der Steuerzahler aber, von dem in der Debatte sonst recht wenig die Rede war, wäre von der Kontributionspflicht gegen die Zuckerfabrikanten befreit. Eine derartige Versöhnung der entgegenstehenden Interessen sei die Aufgabe jeder volksthümlichen Politik.

Das Centrum ließ nur eine kurze Erklärung abgeben, daß es vorläufig, ohne sich nach irgend einer Richtung zu binden, für den § 1 stimmen werde. Ueber die Stellung, welche namentlich die bairischen Centrumsmänner wählen werden, verlautet nur so viel, daß bei ihnen eine bedenkliche Geneigtheit zu noch bedenklicheren Kompromissen vorhanden ist. Die Sozialdemokraten endlich, welche durch ihr Votum eine günstigere Mehrheit bilden helfen könnten, sind gegen Alles und tragen durch diese Haltung vielleicht dazu bei, daß das Gesetz niedergestimmt wird und die Prämienwirthschaft bestehen bleibt. Dann könnten die Interessentenverbände lachen, welche den Reichstag mit Petitionen förmlich überschüttet haben.

Indeß, lang würde ihre Freude auch nicht sein. Die Beseitigung der Rübensteuer ist eine zum Schütteln reife Frucht. Fällt sie nicht auf den ersten Stoß, so bringt sie der zweite sicher zur Erde.

Die Berathung sprang nach Annahme des ersten Paragraphen, gegen welchen die äußerste Rechte im schönen Bunde mit der äußersten Linken stimmte, bis zum § 63. Der die Höhe der Verbrauchsabgabe bestimmende § 2 kommt nach dem Prämienparagraphen zur Verhandlung.

* **Aus dem Abgeordnetenhause.** Die erste Lesung des Gesetzentwurfes, betreffend die Beförderung der Ermittlung von Rentengütern, ist gestern zu Ende geführt, der Entwurf selber an eine Kommission von 21 Mitgliedern überwiesen worden. Herr v. Below-Saleske hatte diesmal den guten Geschmack, mit seinem deutschfreisinnigen Gegner Rickert hinsichtlich der Zerlegung der großen Grundbesitze, also „der Güterschlächterei im Großen des Gesetzes“, übereinzustimmen. Auch für den Erlaß eines Heimstättengesetzes für die Städte sei er zu wirken bereit, falls ihm statistisch die Bevölkerungsabnahme derselben nachgewiesen werde. Diese Bedingung, an welche Herr v. Below seine Mitwirkung knüpfte, kam uns indessen trotz der ernsthaften Art des Redners ein wenig spaßhaft vor. Von den übrigen Rednern verdient nur der freikonservative Herr Gerlich genannt zu werden. Nicht etwa deshalb, weil die Erörterungen desselben irgend etwas Bemerkenswerthes darboten, sondern weil er in seinem blinden Eifer dem Abgeordneten Rickert eine „absichtliche Verdeckung“ vorgeworfen. Aber „blinder Eifer“ schadet bekanntlich nur, und so zog sich denn auch der Herr Gerlich einen Ordnungsruf seitens des präsidirenden Abg. v. Heereman zu.

Ueber einen Antrag des Abg. Schultz-Lupitz, den Buß- und Bettag auf die Zeit zwischen November und März mit

---

Ahnen und Enkel.

(12. Fortsetzung.)

Von

Georg Engel.

Der Baron zog grollend die Brauen zusammen.

„Das war die schwächste seiner Künste,“ sagte er ruhig. „Als mein Heiliger genügend eingeteufelt war, sprang er taumelnd davon und sah eine wunderbare Gegend vor sich. Vor ihm plätscherte ein murmelnder Quell und lud zum wollüstigen Bade, schattige Lauben wechselten mit üppigen Mooslagern, lauschige Abhänge mit verschwiegenen Grotten, in jedem Bach konnte er badende Nymphen überraschen, jedes Lüftchen athmete Genuß — er war im Lande der Sinnlichkeit.“

Werner fuhr verwirrt in die Höhe. Der drohende Ausdruck in dem Gesicht des Fremden hielten ihn von unziemlichen Spötzen über die eben gehörte Sophisterei zurück, er überließ dem Doktor die Antwort, welcher nach einer Pause fragte:

„Der Heilige hat sich doch hoffentlich nicht auf dem anmutigsten Wege verheirathet?“

„Nein!“ antwortete Rassow, „soweit kam es nicht, denn als er sich eines Tages in der Grotte einer weißarmigen Kalypso befand, da machte er an seinem Geldbeutel eine sonderbare Entdeckung.

„Er war leer,“ meinte Werner.

Der Baron nickte. „Der letzte Nickel war verschwunden und mit ihm die leuchtende Göttin. Der Heilige aber sprang gierig an einen feurigen Quell, der dicht an der Höhle vorüberfloß. An seinen Ufern lagen die Trinker rings umher und träumten heitere, wunderbare Gebilde. Es war die Quelle des Taumels.

„Es scheint, Ihr Heiliger wurde ein Delirant,“ fragte Werner heiser.

„Nicht ganz,“ erwiederte der Baron. „Auch auf den Irrpfaden kostet Alles Geld. Als die letzten Groschen, die sich in einer Westentasche gefunden hatten, verpflogen waren, da schnallte er sein Bündel und —“

„Er starb doch nicht etwa?“ rief der Doktor.

„Nein,“ erwiederte der Baron. „Er wanderte gleichmüthig auf die Heerstraße zurück und ging aufs Feld und grub.“

„Schade,“ meinte Werner bedauernd, „es war ein talentvoller Anfänger — und was wurde aus ihm?“

Durch die offenstehende Glasthür wurde die Gestalt des alten Rassow sichtbar, welche geschäftig hereintrat. „Also hier steckt die Blüthe der Ritterschaft und dampft?“ rief er wohlgemuth: „Vorwärts, meine Herren! es nützt Ihnen nichts — heute wird gehüpft!“ Trotz eifriger Proteste trieb er die Herren über die Schwelle. Als Rassow am Arm seines alten Freundes den Saal betrat, wandte er sich noch einmal zu Werner und sagte bedeutsam:

„Was aus dem Heiligen wurde, wollen Sie wissen?“

„Ja.“

Rassow wandte sich ab. „Er wurde Baron,“ antwortete er kurz.

VII.

Die Paare flogen nach dem Takt der Musik dahin und schwebten in langer Reihe an den Herren vorüber, welche noch immer an der Gasthür verharrten. Der Baron beobachtete einen Augenblick das stimmende Gesicht Werners, der seine Augen von Louise nicht abwenden konnte, dann schritt er gewandt durch die Reihen der Tanzenden hindurch und im nächsten Moment sah man das Mädchen in den Armen Rassows elegant dahinschweben.

„Zu niedliche Puppe,“ rief der Kürassierlieutenant und faßte Herrn von Schlieben kordial unter den Arm, „sehen Sie nur diese Füßchen. Teufel! Diesem Kinde muß ich meine Aufwartung machen!“

„Machen Sie keine Dummheiten,“ mahnte der Jäger und sah besorgt in das geröthete Gesicht des Kameraden, „die sieht nicht darnach aus, als ob man bei ihr avanciren könnte.“

„Lächerlich! Solche Hauskätzchen kratzen nicht! Wie viel Bouteillen wetten wir, Herr Kamerad?“

„Auf was?“

„Auf ein Küßchen, Herr Bruder!“

„Ich hoffe, Sie scherzen,“ lachte Herr von Schlieben gezwungen.

„Scherzen?“ polterte der Kürassier. „Dazu ist der Kuß ein zu ernstes Ding. Passen Sie auf, jetzt kommt die Attake.“

Er kletzte kokett mit den Sporen und verschwand unter den Tänzern. Der Jäger blieb verdutzt stehen und folgte der weißen Uniform ängstlich mit den Augen, ohne ein unbehagliches Gefühl unterdrücken zu können.

Er athmete erst erleichtert auf, als er Louise in Werners Armen vorbeifliegen sah. „Gott sei Dank!“ dachte er, „hoffentlich hat der Civilist Courage.“

Und Courage hatte der Civilist — das mußte man ihm nachrühmen. Wie das blühende Geschöpf weich in seinen Armen ruhte, wie er ihr dunkles Haar gleich glänzenden Fäden vor seinen Augen schwirren sah, wie er den Rhythmus der schönen Formen bei dem wiegenden Tanze empfand, da flüsterte er selbstvergessen dringende, glühende Liebesworte und berauschte sich an ihren meerblauen strahlenden Augen. Er hatte ihn völlig vergessen, den verächtlichen Blick, den ihn das Mädchen zugeworfen, als er gleich nach dem Baron verlangend auf sie zugestürzt war.

Aber sie lächelte ja jetzt, sie lächelte mit ihrem gewinnendsten Reiz, sie schmiegte sich an ihn und drückte ihm verstohlen die Hand. Der Saal begann sich mit ihnen im Kreise zu drehen, er mußte allein sein mit ihr, allein in glücklicher Einsamkeit.

Hastig bot er Louise den Arm und verlor sich mit ihr unbemerkt, wie er glaubte, in den matt erleuchteten Gartensalon.

Unter einer Gruppe hochgewachsener Fächerpalmen, welche von den kleinen rosafarbenen Lämpchen malerisch beleuchtet war, blieb er stehen und betrachtete das schöne Weib mit trunkenen Blicken.

Er wollte etwas hervorstammeln, aber die Leidenschaft schien ihn stumm gemacht zu haben. Plötzlich kam Leben in ihn.

Mit einem leisen Schrei stürzte er ihr zu Füßen und preßte ihre weißen Hände an seine glühenden Lippen. Das Mädchen verharrte einen Augenblick regungslos in ihrer Stellung, dann beugte sie sich langsam zu dem Knieenden hinab. Ihre seidigen Haare berührten seine Stirn — immer mehr näherte sich ihm ein rosiger Mund, er fühlte einen lieblichen Hauch seine Wangen umspielen, sanfte Lippen legten sich auf die seinen, und während er die herrliche Gestalt umklammerte, sog er in langen, glühenden Küssen das prickelnde Leben in sich ein. Seine Sinne tanzten durch einander, er fühlte nichts mehr als das berückende Weib neben sich, das hingebend an seiner Brust ruhte.

Durch die breiten Blätter der Palmen leuchteten die glänzenden Augen des Priesterkandidaten und verfolgten gierig jede Bewegung der Liebenden. Der Schweiß perlte dem Lauscher auf der Stirn und seine schmalen Lippen preßten sich grimmsüchtig auf einander, denn er durchlebte jeden Augenblick dieser reizvollen Szene. Lüstern streckte er seinen Kopf noch weiter durch die Blätter, da stieß sein Fuß unvorsichtig an einen Topf, die Palmen bewegten sich und das Mädchen sprang erschrocken in die Höhe.

„Verlasse mich, Geliebter,“ flüsterte sie dringend, „wir sind beobachtet.“ Werner erhob sich und nahm zärtlich ihren Arm.

„Ich brauche mein schönes Liebchen nicht zu verbergen,“ rief er feurig, „wie schade, daß wir unser junges Glück unter gleichgiltige Menschen tragen müssen!“

Sie schritten langsam dem Saale zu. An der Schwelle kam ihnen Anna von Kirchdorf am Arme des Kürassier-Lieutenants entgegen, welcher Werner erfreut anredete: